

und trollte, ohne sich noch einmal umzusehen, weiter.
Der zu Tode getroffene Bengt Nikolai schraubte stöhnend auf, hob den Kopf und blickte zur Sonne, dann verendete er. Raben und Wölfe teilten sich in ihre Beute...

Staub

Skizze von Maximilian v. Ebdorff-Rupffer.

Staub deckte die Straße, deckt alles Grün ringsumher. Verbraucht, untröstlich sieht die Welt aus.

Staubig wie die Straße ist auch das ganze Meßwerk des einsamen Wanderers. Nicht nur sein Meßwerk, auch die Seele des entlassenen Sträflings ist grau vom Staube des Lebens und der Vergangenheit.

„Alles nur Staub, nichts als Staub!“ denkt der Wanderer, „was war, wurde zertrümmert, zertrümmert, wurde zu Staub. Mit dem, was ist, geschieht daselbst, und das Kommende wird dem gleichen Schicksal erliegen.“

„Ist es ein Wunder, daß der vom Leben zermürbte Mann so denkt? In weiter Ferne liegt eine traurige Kindheit, eine lieb- und sonnenlose Jugend. Dann kommt eine heiße Leidenschaft, ein berauschendes Glück, das er in Blut ertränkte, weil es — Lüge war. Jetzt ist das alles nur Staub, vom Leben, vom Grubeln zermahlen, formlos, so wie die graue Gegenwart und die träge heranschleichende Zukunft.“

Auf der Brücke bleibt der Wanderer stehen, schaut den tanzen, im Sonnenlicht funkeln den Stromschnellen entgegen.

„Vergänglich“, murmelt er vor sich hin. „Tänzelnd und goldig flimmernd hüpfen uns die Zukunft entgegen, gleichmäßig — verheißend. Wird sie Gegenwart, ist sie grau und öde, um in alle Ewigkeit grau und öde zu bleiben.“

„Oder“, fragt er sich nach einer Pause, „ist es vielleicht nur unser eigener Schatten, der alles so grau, so entsetzlich grau macht?“

Irgendwo, nicht weit, liegt eine helle Kinderstube ein kleines Mädchen vom Baum und Vogel. Der kleine Sänger ist nicht zu sehen.

Plötzlich bricht das Mädchen mit einem Schrei ab. Ohne Besinnen hat der Wanderer auf der Brücke Kränze und Jacke abgeworfen. Seine spähenden Augen sehen einen rosa Fleck im glitzernden, funkelnden Wasser.

Schon ist er hineingesprungen, kämpft sich mit aller Kraft zu dem ertrinkenden Kinde durch, bekommt das rosa Kleidchen zu packen. Da wirft ihn die Strömung gegen den Brückenhäuser. Eine breite Wunde klappt auf seiner Stirn. Mit namenloser Anstrengung erreicht er mit dem Kinde das Ufer.

Das Kind atmet nicht. Stundenlang bemüht sich der Mann um das Kind, reißt den kleinen Körper mit seinen harten Händen. Das Blut fließt aus der Stirnwunde. Er achtet nicht darauf, er denkt nur an das Kind, dessen Leben in seinen Händen liegt. Endlich hebt sich die kleine Brust, das Herzklopfen beginnt zu schlagen.

Erst viel später erwacht der Wanderer in einem laubigen Bette. Die Sonne scheint ins Zimmer, irgendwo tickt eine Uhr.

Raum hat die Augen geöffnet, da fühlt er, wie zwei weiche Arme sich um seinen Hals schlingen, eine zarte Wange sich an seine schmiegt.

„Bist du aufgewacht, Onkel?“ — „hört er ein helles Kinderlachen.“

Da nimmt er das Köpfchen in seine Hände und hält es so, daß es die Tränen nicht sehen kann, die ihm unaufhaltsam über die Wangen rollen.

Seine einsame Seele war voll Glück, und die Tränen schwammen allen Staub aus ihr fort.

Der rote Sonnenschirm

Eine Strandgeschichte von Harry Wien.

Er hatte einsam bleiben wollen am Meer. Aufschüchelte er sich in keinem der großen Strandhotels ein, sondern im Dorf. Vor seinem Stubenfenster rauschten die Bäume in dem Wind, der vom Meere kam. Er liebte dieses starke Rauschen, das ihm bis in den Traum folgte. Er meinte eine Melodie darin zu hören, eine Stimmensprache, die etwas Sieghaftes in sich trug. Es erschien ihm eine gute Vorbereitung für sein Werk, an dem er in dieser Einsamkeit arbeitete und das den Erfolg auf sich herabzuholen mußte, wenn in ihm etwas von dem starken, sieghaften Rauschen der Bäume vor seinem Fenster war.

Daß er dann doch nicht allein blieb, sondern dem Werke abtrümmen wurde, daran war der Sonnenschirm schuld. Er sah ihn in den Dünen vor sich her wandern. Er verdeckte fast die Gestalt seiner Trägerin, die kam mittelgroß sein konnte. Manchmal drehte er sich ein wenig, wahrscheinlich bewegt von einer träumerischen Hand. Dann sah er aus wie eine feurige Blume, die zwischen spielenden Fingern gedreht wird.

Und er folgte der roten, seidenen, sich drehenden Blume bis hinein in das dichteste Strandgewimmel, das er doch hatte meiden wollen. Als er das reizende Köpfchen der Billy Sandel unter dem Schirm erblickte, ging er dem Köpfchen und dem Schirme nach, überall wo sie auftauchten. Es war, als hätte der rote Schirm sein Herz mit magischer Gewalt an sich; und hinter dem roten Schirm gab er Billy den ersten Kuß.

Ja, das war die große Liebe!

Wenn er am Strande lag und auf das Meer schaute, das ewige, grenzenlose Meer mit seinen grünen Wogenbergen und seiner geheimnisvollen, gläsernen Tiefe, fühlte er die Macht seiner Liebe sein ganzes Herz durchströmen. Das Meer, der Himmel sprach erst mit wirklichem Gewalt zu seinen Sinnen und zu seiner Seele, seitdem er liebte. Und wenn er heimwärts blickte und sie neben sich im Sande ruhen sah, die Köpfchen um das reizende Köpfchen klopfend, nachdenklich und Arme von der Seeluft gedreht und den unermesslichen, Glück bringenden roten Sonnenschirm über dem Schoß ihres weißen Kleides ruhend, dann hätte er einen Jubelgesang aufstimmen mögen, das Geräusch der Brandung überhörend.

Er glaubte sich geliebt, wie er liebte, zum erstenmal, mit Ausschließlichkeit und mit dem Willen zur Treue.

Und er hätte es heute noch geglaubt, wenn nicht der rote Sonnenschirm ein Wortlein dreingeredet hätte.

Und das kam so:

Nach einem Strandfest — welsch Grauen waren ihm sonst solche Menschenansammlungen — das er Billy zuliebe besucht hatte, begleitete er sie bis an die Türe ihrer Strandpension. Zu Kuß und langem Abschied war es nicht gekommen, denn andere Gäste der Pension, die auch das Fest besucht hatten, erschienen und nahmen Billy mit ins Haus.

Erst als sie verschwunden war, merkte er, daß er noch ihren Sonnenschirm in der Hand hielt, den er ihr getragen. Das machte ihn froh. Und in seinem Zimmer konnte er es nicht unterlassen, diesen Schirm aufzuspannen, das rote Dach, hinter dessen seidener Wand er die Geliebte geküßt und die Welt vergessen.

Als er den Schirm langsam aufspannte, fiel ein Briefblatt zu Boden, das sich in den Schirmfalten verkrochen haben mochte, ohne daß Billy es gemerkt.

Da stand in starker, männlicher Schrift: „... ich liebe Dich, seit ich zum erstenmal über die Dünen dem Glühen Deines roten Sonnenschirmes gefolgt bin. Gefolgt sei er! Niemand ahnte, daß wir uns küßten unter seinem Schutz. Wir hörten hinter ihm die Stimmen der anderen, aber wir sahen sie nicht und vergaßen die Welt in dem roten Licht, das der Himmel dieses Schirmes auf unsere Liebe niederstrahlte. Wie Du mich liebst! Wie ich Dich liebe! Ach, ist das Glück nicht zu groß!“

In Treue Dein Johann.“

Da lachte er, wie nur der lachen kann, dem sich eine Illusion zerbricht.

Am anderen Morgen schickte er den roten Schirm zurück, an dessen Griff der Brief gebunden war, der in die Schirmfalten gerutscht. Dann war er einsam am Meere und blieb es.

In der Ferne sah er manchmal den roten Sonnenschirm in den Dünen dahinschweben, sich drehend wie eine feurige Blume, lockend und winkend und ein törichtes Männerherz zu neuer Illusion verführend.

Am Ziel

Skizze von Oscar Klein.

Sommernachmittag. Ein Kornfeld, rogende Halme und geknickte Ähren, dazwischen blaue Kornblumen, darüber ein Heer summender Insekten, und mitten zwischen den Ähren und Blumen, die vor ihm zurück zu weichen scheinen wie vor etwas Unreinem, ein elender, todkranker Mensch, der sich dort verkrochen hat. Hier werden sie ihn wohl so bald nicht finden. Geht es denn, was tut es? Er fühlt, daß er bald nichts mehr auf Erden zu fürchten hat. Und dort drüben? Ein Tor, der

sich vor etwas fürchtet, denkt er, das unheimlich und unentrinnbar ist. Nein, er fürchtet nichts, und wenn er hier versteckt liegen bleibt, so ist es nur, weil er nicht weiter kann. Die erschöpften Glieder tragen ihn nicht mehr. Hier, diese Stelle im Kornfeld, war seines Lebens Ziel. Er ist durch die Welt gewandert seit seiner Geburt, und nun hat er dies Kornfeld erreicht, um zu sterben.

Es stirbt sich gut in einem Kornfeld, wenn man müde ist, todmüde vom Wandern und vom Leben.

Fast mochte er sich, rascheln durch das Korn, hoch in den blauen Himmel fliegend die Verge. Eine Ruhe, ein Sicherheitsgefühl, wie er es nie kannte, ist in ihm, er faltet die Hände unter dem Kopf und liegt ganz stille, lange, lange.

Große Spinnen und bunte Käfer kriechen über die Erde, er sieht ihnen aufmerksam zu, bald werden sie auch über ihn hinweg kriechen, bald, in wenigen Stunden vielleicht. Der Wind rauscht in den Halmen, von weitem klingt gedämpft das Rollen des dahinjagenden Zuges, Hummeln summen über ihm in der Luft, schallig streicht eine Schar Krähen vorüber, das fallende Klirren und gitzende Surren der Eisenbahn klingt an sein Ohr, und die Mittagssonne flimmert erbarmslos über das Feld. Er lächelt, so hatte sie auch geglättet, gerade so, damals, als er sich über sich selbst erhoben und wie der Mächtigsten einer über Leben und Tod entschieden hatte.

Nein, auch heute bereute er es nicht, daß er damals die Frau richtete, die sein Leben gestört, die ihn zum Stolz gemacht hat.

— Das Klirren in seiner Brust wird stärker, qualvoller; der Kopf wird ihm dumpf und doch auch freier, in den Gliedern liegt es schwer, aber er atmet leichter, und ihm ist, als wenn es sich wie eine purpurne Decke auf ihn herabsenkte und ihn einhüllte, fest und doch weich und anschnüggend.

Wie von weitem klingt ihm jetzt alles, wie sich immer mehr entfernend. Neben ihm sproßt eine kleine blaue Blume auf; er zieht sie behutsam zu sich herab und legt seine Wange darauf, dann liegt er still, ganz still — für immer.

Es stirbt sich gut in der Einsamkeit, zwischen tagenden Halmen und bunten Blumen, unter der Vogel Gezwitscher, wenn man müde vom Wandern und endlich am Ziel ist.

Büchertisch

Peter Brunnkant, Roman von Hermann Eris Busse. „Peter Brunnkant“ von Hermann Eris Busse ist der Roman einer Liebe, deren einzige Frucht die Liebe ist. Da klingen so viele Lebensweisheiten auf, die von einem schmerzenden jungen Menschen eingelesen, gerade tief genug sind, um das Herz zu verwirren, doch zu schwach, das Dasein zu meistern. Diese Sucht nach solchen gedanklichen Sicherheiten nötigt sich aus dem Schicksal seines Vaters und dem Wesen seiner Mutter einem Menschen auf, der alles Feste und Sichere der Lebensführung scheut und in fernfälliger Jährenst doch anstrebt.

Auf diese Weise wird sein äußeres Leben voll bunten Reichtums, wie es sich innerlich vollspielt, zum Blühenden, Ringenden, Ins-Leben-Hineinstreben. Der Held ist der grüne Heinrich der Nachkriegszeit, trotzdem nichts des Greuelvollen und Finsternen der Schlachtenjahre hineinklingt. Obwohl das wehmütvoll-selige und tragische Ringen zweier Menschen umeinander und um sich in den Gassen, Kirchen und Plätzen der Dreißigener Winternacht, den Tälern und Bergen des Schwarzwaldes, am Rhein und an den Gestaden des traumgeprägten Bodensees sich abspielt, so greiftbar deutlich, daß man die Glocken klingen, den Wald rauschen hört, daß sich die Wege und Trinne vor uns sichtbar dehnen und verschlingen, Dörfer und Städte in der Sonne des heiteren Landes aufsteigen. Wenn man mit der Lesung des Buches am Ende ist, so hat sich doch alles in Auland ereignet, auf einer seltsam-unzufälligen Vergangenheit. In dem Weltall, wo zwei Menschen mit berauschtem, doch zitterndem Herzen um ein Glück ringen, das größer ist, als sie selbst. — Das vorliegende Werk ist bei der Deutschen Buchgemeinschaft, Berlin SW. 61, Teltowstr. 29, erschienen. Ausführliche Werbeschrift „Roe“ wird durch die D. B. G. kostenlos versandt.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altna

Druck und Verlag: A. A. Sang, Altna.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 30

Samstag, 30. Juli

1927

Ein Schicksal am Rhein

Skizze von Ernst Hengstenberg-Elmsborn.

In Andernach stieg ich aufs Schiff, um nach Bonn zurückzufahren. An Bord herrschte ausgelassene Stimmung. Boppe wurde getrunken, allenfalls ragten die schlanken Regler der Beinfalchen. Das ganze Schiff erschlief eine einzige, freudig bewegte Gesellschaft. Plötzlich aber trat Schweigen ein und eine Stimme voll Klage schrie über das Feld. Er lächelt, so hatte sie auch geglättet, gerade so, damals, als er sich über sich selbst erhoben und wie der Mächtigsten einer über Leben und Tod entschieden hatte.

Nein, auch heute bereute er es nicht, daß er damals die Frau richtete, die sein Leben gestört, die ihn zum Stolz gemacht hat. — Das Klirren in seiner Brust wird stärker, qualvoller; der Kopf wird ihm dumpf und doch auch freier, in den Gliedern liegt es schwer, aber er atmet leichter, und ihm ist, als wenn es sich wie eine purpurne Decke auf ihn herabsenkte und ihn einhüllte, fest und doch weich und anschnüggend.

Wie von weitem klingt ihm jetzt alles, wie sich immer mehr entfernend. Neben ihm sproßt eine kleine blaue Blume auf; er zieht sie behutsam zu sich herab und legt seine Wange darauf, dann liegt er still, ganz still — für immer.

Es stirbt sich gut in der Einsamkeit, zwischen tagenden Halmen und bunten Blumen, unter der Vogel Gezwitscher, wenn man müde vom Wandern und endlich am Ziel ist.

Peter Brunnkant, Roman von Hermann Eris Busse. „Peter Brunnkant“ von Hermann Eris Busse ist der Roman einer Liebe, deren einzige Frucht die Liebe ist. Da klingen so viele Lebensweisheiten auf, die von einem schmerzenden jungen Menschen eingelesen, gerade tief genug sind, um das Herz zu verwirren, doch zu schwach, das Dasein zu meistern. Diese Sucht nach solchen gedanklichen Sicherheiten nötigt sich aus dem Schicksal seines Vaters und dem Wesen seiner Mutter einem Menschen auf, der alles Feste und Sichere der Lebensführung scheut und in fernfälliger Jährenst doch anstrebt.

Auf diese Weise wird sein äußeres Leben voll bunten Reichtums, wie es sich innerlich vollspielt, zum Blühenden, Ringenden, Ins-Leben-Hineinstreben. Der Held ist der grüne Heinrich der Nachkriegszeit, trotzdem nichts des Greuelvollen und Finsternen der Schlachtenjahre hineinklingt. Obwohl das wehmütvoll-selige und tragische Ringen zweier Menschen umeinander und um sich in den Gassen, Kirchen und Plätzen der Dreißigener Winternacht, den Tälern und Bergen des Schwarzwaldes, am Rhein und an den Gestaden des traumgeprägten Bodensees sich abspielt, so greiftbar deutlich, daß man die Glocken klingen, den Wald rauschen hört, daß sich die Wege und Trinne vor uns sichtbar dehnen und verschlingen, Dörfer und Städte in der Sonne des heiteren Landes aufsteigen. Wenn man mit der Lesung des Buches am Ende ist, so hat sich doch alles in Auland ereignet, auf einer seltsam-unzufälligen Vergangenheit. In dem Weltall, wo zwei Menschen mit berauschtem, doch zitterndem Herzen um ein Glück ringen, das größer ist, als sie selbst. — Das vorliegende Werk ist bei der Deutschen Buchgemeinschaft, Berlin SW. 61, Teltowstr. 29, erschienen. Ausführliche Werbeschrift „Roe“ wird durch die D. B. G. kostenlos versandt.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altna

Druck und Verlag: A. A. Sang, Altna.

„Hinter Ihrem Brief steckt mehr als das Bedürfnis, danken zu wollen.“ versuchte ich die Schweigefame und offenbar Verzweifelte zum Reden zu bringen.

„Auch Sie sind jetzt krank.“ unterstützte mich mein Bruder. „Sie leiden unter der Einsamkeit.“

„Es war niemand bei mir, seitdem ich vom Kirchhof zurückgekehrt bin.“

„Dabei waren Sie Menschen gewöhnt bei Ihren Fahrten auf den fröhlichen Schiffen.“

„Gerade dann fühlten wir unser Unglück am tiefsten. Vater und ich, wir haben nur davon gesprochen und nur darüber miteinander geschwiegen, was mich jetzt quält, ohne daß wir je zu einem Ende gekommen wären.“

Dann schwiege sie lange, bis es mit Gewalt aus ihr hervorbrach: „Keiner sah, was wir mit uns schleppten, keiner hat je danach gefragt, wir waren den meisten wie ein Ding, dienten mit unserem Gesang nur zu ihrer Unterhaltung und zu ihrem Vergnügen. Nicht einmal unser Name war ihnen bekannt. Und doch war mein Vater am Hoftheater zu Wiesbaden vor Jahren ein gefeierter Sänger. Dort liegen Programme, Zeitungen, Bilder, hängen Kränze.“

Maria öffnete die Türe zu einem dämmerigen Nebenzimmer. Modergeruch und Kälte strömten heraus.

Wir waren aufgestanden und blickten in das Zimmer: ein Museum, ein Grab der Vergangenheit.

„Wir können später hineingehen.“ fuhr Maria fort. „Nicht alles gehörte meinem Vater, auch Lorbeer und Erinnerungen meiner Mutter hängen dort. Sie war mit ihm zusammen in Wiesbaden, und sie haben sich, oder ... nein, kurzum, mein Vater hat sie geliebt. Aber obwohl er sie vergöttert hat, noch bis in seine letzten Tage, ist meine Mutter von uns fortgegangen. Ich war damals erst drei Jahre alt; durch meinen Vater weiß ich eigentlich nur Gutes von ihr. Er hat sie in seine letzten Tage auf ihre Rückkehr gewartet. Er ist unter seinem Warten schwermütig und sonderlich geworden. Als er in Wiesbaden „abgelungen“ war, sind wir nach Königswinter gezogen. Mein Vater hätte immer noch an anderen Bühnen singen können, aber seine Ungebild stieg von Jahr zu Jahr und zerrüttete seine Nerven. Meine Mutter hatte den Rhein über alles geliebt. Hierhin, so glaubte mein Vater, würde sie zurückkehren und eines Tages doch auch zu mir, ihrem Kinde. So wurde aus dem Warten ein Suchen, und mein Vater wurde der umherziehende Sänger, als den Tausende und auch Sie ihn kennen gelernt haben.“

„Wissen Sie denn gar nichts vom Schicksal Ihrer Mutter?“ fragte ich voll Teilnahme.

„Gar nichts.“ antwortete sie.

„Leiden Sie Not?“ forschte mein Bruder.

„D nein!“ Sie meinte ab. „Darum schrie ich Ihnen nicht. Ich brauche keine materielle Hilfe.“

Es blieb in Marias Erzählungen ungewiß, was ihre Mutter einst fortgezogen hatte. Sie war mit einem ungarischen Sänger nach Budapest gegangen und dann verschollen. Einmal, nach Jahren, kam Kunde aus Buenos Aires. Sie war an der dortigen Oper aufgetreten, wohl bereits jenseits der Höhe ihres Ruhmes.

Es wurde Winter, und mein Bruder und ich gingen dem Hause Marias zu, um sie nach längerer Zeit wieder einmal zu besuchen. Wir trafen sie in furchtbarer Erregung.

„Meine Mutter ist hier!“ rief sie uns entgegen. „Sie ist im Zimmer drüben. Wir waren auf dem Friedhof, jetzt erst, langsam, ist es sich in ihr zu Tränen. Ich habe ihr verschwiegen, wie sehr er auf sie gemartet hat.“

„Sagen Sie es ihr nie!“

„Wie weh das tut! Und doch, was soll ich ihr anderes geben als nur Liebe, wo sie doch meine Mutter ist — trotz allem!“

„Das „trotz allem!“ macht ihr Leben bitter ge-

nug; versuchen Sie, ihm ein wenig Süßigkeit zu geben.“ bat ich.

„Ja, das will ich. Nun habe ich wieder eine Aufgabe, und mein Leben hat einen Zweck.“

Wir gingen für dieses Mal, um später und oft wiederzukehren, und sahen, wie die beiden Frauen das Bild des Toten erklärten, die eine küßend, die andere im Glück vergoldeter Erinnerung.

Der König und der krumme Korporal

Skizze von Oskar Döring.

Der krumme Korporal hatte als grader, baumlanger Grenadier in vielen Schlachten gekämpft. Stark wie zwei und furchtlos wie keiner hieß er drein, einem Bauern gleich, der mit dem Dreschflegel über dem Weizen ist. Gegen dreifache Übermacht schlug er sich; seinen Hauptmann holte er aus einem Ring von Feinden. Das war ein Heldentricklein, und der König belohnte es mit eigener Hand: der Grenadier rückte zum Korporal auf.

Noch stärker und noch furchtloser schien der Korporal geworden zu sein. Da überwand ihn die Trübsal. Ein verheerender feindlicher Soldat schloß ihm zwei Augen in die Haut. Die erste in die Hand, der Tapferer achtete ihrer nicht. Die zweite aber streckte ihn zu Boden; sie traf ihn schwer am Bein. Wie ein Baum, dem man die Wurzeln nimmt, sank der Korporal.

Bittere Zeiten folgten. Der Feldscher schnitt und flüchtete; die Hand nahm er ab und das Bein. Nach einem Jahr aber war der Korporal so weit, daß er in seine Heimat gehen konnte. Einhändig und mit einem wackligen Stelzfuß kam er sich wie ein halber Mensch vor, zum Sterben noch zu viel und zum Leben zu wenig.

Die Bauern im Dorfe machten bestürzte Gesichter, als sie den Krüppel die Straße herankommen sahen. Sie fürchteten für ihre Gemeinkasse und für ihre Suppensbüßeln, die sie dem Invaliden wohl vorsetzen mußten. „Wieder ein Nichtstuer und Freßer mehr!“ sagten die Geizhälse, und weil der Stelzfuß noch nicht recht gehorchen wollte, nannten sie den Korporal fortan den krummen Korporal. Wie erlaunt die Bauern aber, als am anderen Tage der Invalide zu ihnen in die Stuben trat und um Arbeit bat! Er tat es mit aufrichtigem Herzen, und nicht allzu viele Almosen nahmen und nicht alle Tage bei einem anderen Bauern lebriggeliebendes aus der Suppensbüßel lösen wollte. Nun aber schüttelten die Bauern die Köpfe und bebauerten: sie hätten Dienstboten genug, Arbeit zu wenig; wenn er ihnen etliche Morgen Felder geben könnte, dann würden sie ihn wohl in die Arbeit stellen. Heimlich aber redeten sie so zu einander: „Wer nur eine Hand und einen Stelzfuß hat, ist bei der Arbeit nur ein Halber — beim Fressen aber ein Ganzer! Was anders wäre es, wenn er in den Magen getroffen wäre ...“

Einer nur war im Dorf, der wollte ehrlich helfen, der Ortsbestirte. Arbeit konnte er nicht selber geben, er war ein Handwerksmeister; aber die Bauern überredete er und bestellte den krummen Korporal zum Dorfhirten. Das gab wohl einen geringen Verdienst und eine magere Einnahme; aber es war ein verdienstliches und kein erbetteltes Brot, und so nahm der Invalide den Hirtendienst an und trieb das Vieh auf die Weide.

Einmal lag er am Straßenrain, den einen Arm in die Erde gestemmt und mit den Fingern den Schnauzbart zupfend, da kam eine gar prächtige Katze aus dem Dorfe gerollt. Darin saßen etliche Herren, und oben auf thronte ein Kutscher in goldgesticktem Frack. Der Invalide, neugierig, richtete sich auf und trat am Weg. Und als die Rosse auf eine gute Baumlänge herangekommen — —

Einmal lag er am Straßenrain, den einen Arm in die Erde gestemmt und mit den Fingern den Schnauzbart zupfend, da kam eine gar prächtige Katze aus dem Dorfe gerollt. Darin saßen etliche Herren, und oben auf thronte ein Kutscher in goldgesticktem Frack. Der Invalide, neugierig, richtete sich auf und trat am Weg. Und als die Rosse auf eine gute Baumlänge herangekommen — —

Einmal lag er am Straßenrain, den einen Arm in die Erde gestemmt und mit den Fingern den Schnauzbart zupfend, da kam eine gar prächtige Katze aus dem Dorfe gerollt. Darin saßen etliche Herren, und oben auf thronte ein Kutscher in goldgesticktem Frack. Der Invalide, neugierig, richtete sich auf und trat am Weg. Und als die Rosse auf eine gute Baumlänge herangekommen — —

Einmal lag er am Straßenrain, den einen Arm in die Erde gestemmt und mit den Fingern den Schnauzbart zupfend, da kam eine gar prächtige Katze aus dem Dorfe gerollt. Darin saßen etliche Herren, und oben auf thronte ein Kutscher in goldgesticktem Frack. Der Invalide, neugierig, richtete sich auf und trat am Weg. Und als die Rosse auf eine gute Baumlänge herangekommen — —

Einmal lag er am Straßenrain, den einen Arm in die Erde gestemmt und mit den Fingern den Schnauzbart zupfend, da kam eine gar prächtige Katze aus dem Dorfe gerollt. Darin saßen etliche Herren, und oben auf thronte ein Kutscher in goldgesticktem Frack. Der Invalide, neugierig, richtete sich auf und trat am Weg. Und als die Rosse auf eine gute Baumlänge herangekommen — —

Einmal lag er am Straßenrain, den einen Arm in die Erde gestemmt und mit den Fingern den Schnauzbart zupfend, da kam eine gar prächtige Katze aus dem Dorfe gerollt. Darin saßen etliche Herren, und oben auf thronte ein Kutscher in goldgesticktem Frack. Der Invalide, neugierig, richtete sich auf und trat am Weg. Und als die Rosse auf eine gute Baumlänge herangekommen — —

Einmal lag er am Straßenrain, den einen Arm in die Erde gestemmt und mit den Fingern den Schnauzbart zupfend, da kam eine gar prächtige Katze aus dem Dorfe gerollt. Darin saßen etliche Herren, und oben auf thronte ein Kutscher in goldgesticktem Frack. Der Invalide, neugierig, richtete sich auf und trat am Weg. Und als die Rosse auf eine gute Baumlänge herangekommen — —

Einmal lag er am Straßenrain, den einen Arm in die Erde gestemmt und mit den Fingern den Schnauzbart zupfend, da kam eine gar prächtige Katze aus dem Dorfe gerollt. Darin saßen etliche Herren, und oben auf thronte ein Kutscher in goldgesticktem Frack. Der Invalide, neugierig, richtete sich auf und trat am Weg. Und als die Rosse auf eine gute Baumlänge herangekommen — —

